



Alle Fotos © Vera Münch

## EXPERTENGESPRÄCHE

# Wie bringt die Wissenschaft ihr Wissen künftig in Umlauf?

Das wissenschaftliche Publikationswesen steckt seit Jahrzehnten in einem dramatischen Umbruch, ja in einer Krise. Im zweiten Teil des neu eingeführten Formats „Expertengespräche“ diskutieren Dr. Sven Fund und Dr. Rafael Ball über die Zukunft der Wissenschaftskommunikation vor dem Hintergrund der neuen Realitäten zwischen Open Access, Open Science und Wissenschaftspublikation als Dienstleistung der freien Marktwirtschaft, und einer Publikationsflut, die Produzenten, Intermediäre und Rezipienten an die Grenzen der Aufnahmekapazität bringt. Sven Fund gilt seit vielen Jahren als ein Vordenker im akademischen Verlagsgeschäft. Er ist Gründer und Geschäftsführer der Beratungsagentur fullstopp und Investor, unterstützt seit Jahren Start-Ups, die innovative Dienstleistungen rund um academic publishing anbieten. Rafael Ball ist Direktor der ETH-Bibliothek Zürich und Chefredakteur von b.i.t.online. Gemeinsam entwickelten sie Ideen, wie die Wissenschaftskommunikation verändert werden könnte, um den Anforderungen und Zielen der Wissenschaft wieder besser gerecht zu werden. Alternative Publikations- und Kommunikationswege, differenzierte, kundenorientierte Serviceangebote und von vielen Playern vorangetriebene Innovationen könnten ihrer Meinung nach ein Weg sein.

» **Rafael Ball:** Seit vielen Jahrzehnten sehen wir eine Krise der Wissenschaftskommunikation im Sinne von Scholarly Communication. Insbesondere im STM-Bereich projiziert sich alles auf den Sieben-Seiten-Standardartikel. Damit wird eine Massenflut an Publikationen produziert, die nur noch in Grenzen einen Mehrwert erzeugen. Sie reflektieren die „least publishable units“, die Salomitaktik der jungen Professionals, die gezwungen sind, viel und in

den Impact-starken Journals zu publizieren. Die Wahrnehmungsseite kann das alles nicht mehr rezipieren. Nicht nur wegen des Umfangs, sondern auch wegen der Qualität, die immer geringer wird. Sehen Sie das ähnlich, haben Sie Ideen, wie sich die Wissenschaftskommunikation der Zukunft entwickeln könnte?

» **Sven Fund:** Dieser Krisenbegriff ist spannend. Man kann ihn betriebswirtschaftlich, kulturell oder im Inter-

esse der Wissenschaft sehen. Betriebswirtschaftlich lässt er sich nicht nachvollziehen, denn bei den Verlagen beobachten wir zunehmend einen Konzentrationsprozess. Gleichzeitig werden sie immer profitabler, immer wertvoller als Unternehmen, denn sie schaffen, wenn ich es richtig sehe, direkt und indirekt auch mehr Arbeitsplätze. Ich teile Ihre Meinung im Hinblick auf Volumina und Standardisierung. Wissenschaftsverlage sind, glaube ich, deshalb so erfolgreich, weil sie es schaffen, in vielen Bereichen zu standardisieren, was vorher nicht standardisiert war. Das gelingt nicht in allen Bereichen. Das sind dann die Wachstumsblockaden, dazu zählen Article Submissions und Peer Review. Aber die Wissenschaftskommunikation zu verengen auf Artikel ist schon ein Problem.

» **Rafael Ball:** Ich würde den Begriff Krise noch einmal thematisieren wollen, denn ich glaube, wir reden über unterschiedliche Perspektiven. Ihre Perspektive aus der Sicht der Wissenschaftsverlage ist klar. Da geht es um Standardisierung und Skalierbarkeit, und da sind Umsatz und Gewinn nach wie vor in einem guten Verhältnis. Da sehe ich auch keine Krise. Für mich ist es eine Krise der Wissenschaftskommunikation per se, sozusagen die Frage, ob Wissenschaft ihre Erkenntnisse und Ergebnisse noch angemessen an Mann und Frau bringen kann. Ich meine damit sowohl den Aufwand der Wissenschaft, den Output zu produzieren, als auch den Aufwand, ihn zu rezipieren. In der Mitte dieses Prozesses stellt sich die Frage, wer finanziert diesen Prozess – die öffentliche Hand, die Forschung, die Wissenschaft, die Bibliotheken? Das sehe ich krisenbehaftet, weil ich behaupte, dass die Wissenschaft sich vielleicht durch Fehlanreize, wie eingefahrene Rewarding-Systeme selbst in diese Abhängigkeit manövriert hat. Es geht um die Abhängigkeit der Wissenschaft in ihrer Distribution der Inhalte von internationalen Verlagen und deren Standardisierungen, deren Vorgaben, deren Automatisierung zum Nachteil der Inhalte, die transportiert und in der Community verbreitet werden müssen.

» **Sven Fund:** Aus Verlagssicht, an die ich positional gebunden bin, würde ich behaupten, es gibt viel Wissenschaftskommunikation, die mit Verlagen nichts zu tun hat. Die Frage ist auch, ob die in der Krise ist. Die Krisenhaftigkeit der Kommunikation, die mit Verlagen zu tun hat, besteht auf beiden Seiten. Ich bemerke auf Seiten der Verlage eine Wahrnehmung, die besagt, es gibt kein Wachstum, es gibt immer mehr Artikel, aber nicht mehr Geld. Viele Unternehmen wie Elsevier, Clarivate, Wolters Kluwer in Teilen haben sich aus dem Publikationswesen heraus diversifiziert, weil sie der Auffassung sind, wenn wir nur Wissenschaftskommunikation machen wollen, dann reicht es nicht, um als ökonomischer Player aktiv zu sein. Dementsprechend geht natürlich auch das Innovationsniveau zurück. Wer investiert schon in einem Bereich große Ressourcen, wo eigentlich kein Wachstum ist

und er nicht mehr gewinnen kann als im vorletzten Jahr. Das zeigt sich dann in der Innovationsfähigkeit für die Wissenschaft in der aktuellen Phase der Digitalisierung. Ich würde schon behaupten, dass wir in vielen Bereichen durch ganz einfache Infrastrukturmaßnahmen wie DOIs, wie digitales Publizieren, deutlich weiter sind als vor 20 Jahren. Die Vernetztheit hat zugenommen, und ich halte das für einen Erfolg in der Wissenschaftskommunikation für alle Player. Aber es stellt sich die Frage, wird das, was Verlage und andere tun, dem gerecht, was gebraucht würde, um das Maximum aus Forschungsleistungen rauszuholen? Da könnte mehr passieren.

» **Rafael Ball:** Das ist genau das Problem. Wenn wir feststellen, dass sogar die kommerziell Beteiligten an dem System schon gar keinen Sinn mehr darin sehen, Wissenschaft und ihre Ergebnisse zu publizieren, weil keine Gewinnchancen, keine Margen-Vergrößerungen mehr da sind, dann muss man sich doch fragen, warum publiziert die Wissenschaft? Lassen Sie uns auf den STM-Bereich fokussieren. Warum hat die Wissenschaft nach wie vor eine gefühlte und zum Teil auch faktische Abhängigkeit von diesen Verlagen und sagt nicht ganz entspannt: Okay, wenn die Verlage auch keine innovativen Dinge mehr anbieten, die auch kostengünstiger sind, dann publizieren wir in einer anderen Form. Das wäre vielleicht eine Perspektive, die wir uns genauer ansehen müssten. Wie könnte es denn in der Zukunft aussehen? Welche Alternativen zur klassischen Verlagsveröffentlichung gibt es eigentlich auf diesem Markt? Ich frage mich, warum hat die Wissenschaft nicht längst den klassischen Verlagen den Rücken gekehrt, zumal das System aus Sicht der Steuerzahler sehr teuer ist. Früher kostete es die Bibliotheken viel Geld. Heute kostet es die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen und die Bibliotheken viel Geld durch die Umkehr der Finanzströme: die APC-Finanzierung statt bisher die Lizenz-Finanzierung. Gleichzeitig gibt es eine Reihe von Möglichkeiten, alternativ zu publizieren, Social Academic Networks zum Beispiel. Andere Formen der Veröffentlichung wie Institutional Repositories, fachliche Repositorien, die öffentlich über Universitäten finanziert sind, auf denen die Wissenschaft bis heute nur marginal und in sehr geringem Umfang publiziert.

» **Sven Fund:** Gegenfrage: Warum hat die Wissenschaft die Verlage, die sie hat, als Outlet? Meine Antwort wäre, weil es das Beste ist, was sie für ihr investiertes Geld kriegen kann. Das betrifft, bei aller Fehlerhaftigkeit und aller Verbesserungswürdigkeit, sowohl die Services als auch die Kommunikation von Signifikanz über Marken. Da sehe ich im Augenblick keine wirkliche Alternative und ich glaube, das ist die eigentliche Crux der Intermediäre, zwischen der Wissenschaftlerin, dem Wissenschaftler als Individuen, die forschen, und den Verlagen, Bibliotheken,

Händlern und so weiter. Institutionelle Repositorien sind in der Masse – nicht jedes einzelne Repositorium, nicht jede einzelne Leistung, die über „Archive“ oder wen auch immer erbracht wurde – ein gutes Beispiel dafür, wie man viel öffentliche Mittel zum Fenster hinauswerfen kann, ohne dass man irgendeinen Impact hat. Es wurde viel in die Infrastruktur für die Publikation von ein paar Artikeln gesteckt, die die Angehörigen der eigenen Institution eigentlich nicht wollen, weil die Qualität nicht stimmt. Das wirft ein Schlaglicht auf das Problem für alle, die das heutige System ändern wollen: Es besteht eine hohe Abhängigkeit von Marken, die ökonomische Kaufentscheidung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wird auf nicht-ökonomischen Kriterien gefällt und jemand anders, nämlich die Bibliothek oder der Forschungsfinanzierer, muss die Rechnung bezahlen. Meiner Meinung nach ist das Kernproblem, dass Portemonnaie und die Entscheidung in unterschiedlichen Händen liegen.

› **Rafael Ball:** Das ist vielleicht sogar eine der Lösungen, würde ich sagen. Sie haben jetzt konstatiert, dass der einzige Nutzen für den Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin, bei einem klassischen Verlag zu publizieren, das Rewarding-System, das Branding ist. Der Benefit besteht darin, einen Artikel in einer hoch angesehenen, Impact-starken Zeitschrift zu veröffentlichen. Sonst scheint es für den Wissenschaftler keinen Benefit zu geben und keinen Grund da zu publizieren.

› **Sven Fund:** Ich habe so argumentiert, das stimmt. Ich glaube auch – und das ist das Perfide – dass die Institutionen, die die Verlage vielleicht berechtigterweise dafür kritisieren, Raubrittertum zu betreiben, sich bei der Evaluation ihrer eigenen Leistungsfähigkeit auf die Metriken, die diese Verlage liefern, stützen. Wie werden denn heute an durchschnittlichen Hochschulen Professorinnen und Professoren berufen? Auf der Basis der fünf oder zehn wichtigsten Paper mit den höchsten Impact-Faktoren! So, wie die Gremien zusammengestellt sind und Research Evaluation stattfindet, ist das eine Art von Selbstreferenz bezogen auf das Verlagswesen. Ich sage nicht, dass das richtig und nicht änderbar ist, aber für dieses Publikationswesen, da würde ich Ihnen auch widersprechen, sind die Ausgaben einer Hochschule, der Max-Planck-Gesellschaft und der Deutschen Forschungsgemeinschaft so minimal, dass es sich nicht wirklich lohnt, sie zu optimieren. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat, als ich das letzte Mal nachgeschaut habe, drei Prozent ihres Gesamtbudgets für den weitesten Bereich der Publikationsförderung ausgegeben. Das sind prozentual betrachtet Micky-Maus-Beträge. Natürlich sind das hohe finanzielle Beträge, aber fängt man da jetzt an, ein System zu optimieren?

› **Rafael Ball:** Man kann an verschiedenen Stellen anfangen. Die Ausgangslage ist folgende: Die Kosten sind zu hoch. Ich möchte auf die Frage der Entkoppelung einer Sach- und einer Finanzentscheidung eingehen. Ihr Argument war, wenn der Wissenschaftler nicht entscheiden oder selbst bezahlen muss, wo er publiziert und welche Leistung er für das Geld bekommt, sondern der Forschungsförderer, die Uni oder die Bibliothek zahlt, hat er oder sie kein Interesse daran, eine ökonomische Entscheidung zu treffen. Ich behaupte, es ist genau richtig, dass der Wissenschaftler und die Wissenschaftlerin keine ökonomische Entscheidung treffen müssen, sondern eine sachliche.

› **Sven Fund:** Aber sie treffen ja indirekt eine ökonomische Entscheidung. Sie müssen nur nicht die Konsequenzen tragen. Aber es hat eine ökonomische Auswirkung, ob sie in „Nature“ Open-Access-Artikel publizieren, immer unter der Annahme, dass der Beitrag auch angenommen wird, oder in einer Zeitschrift ohne Namen.

› **Rafael Ball:** Ja, aber sie publizieren dort, wo sie die bessere Sichtbarkeit, das bessere Rewarding-Ergebnis erwarten. Sie wissen aber im Allgemeinen nicht, welche Kosten sie verursachen. Ich sage, das ist auch gut so, während es Kollegen gibt, die sagen, wer ein Paper einreicht, muss wissen, welche Kosten er oder sie verursacht.

› **Sven Fund:** Kosten-Nutzen-Erwägungen sind nicht nur betriebswirtschaftliche Kriterien bei der Publikation, sondern auch Aufwand und Outcome. Das muss doch ein Forscher, eine Forscherin vermutlich in jedem Forschungsbereich berücksichtigen. Ich finde, das ist ein sehr sympathisches Modell, der Forscher und die Forscherin sollen sich nur inhaltlich auf die Arbeit konzentrieren, alles andere wird ihnen von Menschen abgenommen, die in diesen anderen Bereichen Experten sind. Aber dann darf man sich nicht so sehr über die wirtschaftlichen Folgen beschweren, denn in der Grundaussage bedeutet das: Der Forscher, die Forscherin will mit den Kosten nichts zu tun haben, aber es muss das Allerbeste sein. Ansonsten würden Zeitschriften wie Nature oder Science nicht so hohe Ablehnungsquoten haben. Das sind halt Leute, die sich regelmäßig selbst überschätzen. Das muss man einfach einmal so sagen.

› **Rafael Ball:** Das ist richtig, aber sie überschätzen sich deshalb, weil sie glauben, dass sie mit einem möglichen Erfolg ihre Karriere befördern können, und sie werden durch das System an den Universitäten dazu fast auch gezwungen.

› **Sven Fund:** Das ist dennoch eine ökonomische Entscheidung. Mit Pierre Bourdieu ist das eine Sozialkapital<sup>1</sup>-Entscheidung, wo es nicht darum geht, dass wir Geld miteinander austauschen, sondern um den Austausch

1 <https://open.ncl.ac.uk/theories/16/social-capital-theory/>

eines nicht ökonomischen Guts – Sichtbarkeit, Zitation, Qualität in der Karriereentwicklung – gegen ein ökonomisches Gut – Geld. Und dieses Geld kommt noch dazu von jemand anderem. Das ist eine ziemlich komplizierte Struktur für diesen Markt. Da ist doch klar, dass daraus kein optimales Ergebnis kommt.

› **Rafael Ball:** Das ist das Prinzip von Wissenschaft und Kultur. Man kann keinen Return on Investment im Sinne der Ökonomie erwarten. Wir investieren in die Wissenschaft, damit Erkenntnis generiert wird. Diese Erkenntnis wird in irgendeiner Form veröffentlicht und das kostet Geld.

› **Sven Fund:** Die größten Forschungsfinanzierer der Welt sind Unternehmen, die rechnen schon mit dem Return on Investment. Das ist nicht die staatlich finanzierte Hochschule, abgesehen jetzt von der Grundlagenforschung. Mir geht es nicht um eine Ökonomisierung der Wissenschaft. Ich glaube, dass wir bei dieser Diskussion über Verlage und ihre Leistungen und diejenigen, die sie finanzieren oder mit Inhalten beliefern, etwas falsch machen. Eigentlich müsste es doch um die Frage gehen, wie man diesen Publikations-, diesen wissenschaftlichen Kommunikationsprozess so stark optimieren kann, dass ich als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler beides nicht als eine Strafe wahrnehme, die viel Geld kostet, sondern als einen Service. Wie kann man diese Prozesse weiter verschlanken? Wie kann man zu einem Punkt kommen, wo Peer Review-Prozesse nur noch halb so lange dauern, weil man zum Beispiel Technologie einsetzt.

› **Rafael Ball:** Zum Beispiel. Aber es geht nicht nur um Dauer, es geht tatsächlich auch um Kosten, die insgesamt entstehen. Wie können wir die vier Grundfunktionen einer Veröffentlichung – Registrierung, Zertifizierung, Wahrnehmung, Archivierung – (Hagenhoff et al. 2007) mit kommerziellen Partnern oder ohne kommerzielle Partner besser sicherstellen? Die eigentliche Frage ist, wie können wir die Primärfunktion der Veröffentlichung mit Fokus auf das Rewarding System mit kommerziellen Partnern oder ohne kommerzielle Partner entweder billiger, schneller oder leichter hinkriegen? Da haben Sie schon mit „Publication as a Service“ einen Vorschlag gemacht. Kann das Rewarding-System da miteinbezogen werden oder funktioniert das nicht? Eine zweite Frage, die mich umtreibt, wäre, welche Alternativen zu klassischen Publikationsunternehmen, zu klassischen Verlagen, zur Publishing Industry gibt es? Und wie kann Wissenschaftskommunikation dort stattfinden? Ich hatte schon Social Academic Networks genannt. Man kann heute seine Publikation eben in solche Networks auf dem Netz hochladen und sich selbst auf die eigene Webseite stellen. Sie haben gesagt, die Institutional Repositories seien wirtschaftlich wahrscheinlich eher nicht rentabel oder profitabel, wenn man das mit den Kosten der Verlage und der Skalierbarkeit vergleicht

und die Redundanz sieht, die Institutional Repositories produzieren. Wir sollten überlegen, welche Möglichkeiten es geben könnte, wenn die kommerziellen Verlage keine Alternativen bieten. Ich glaube, die Wissenschaft ist in diesem Bereich nicht kreativ genug, da sollten die anderen Beteiligten – Verlage, Bibliotheken, Intermediäre – bei der Entwicklung von Alternativen mithelfen, um die Wissenschaftskommunikation, die Verbreitung der Inhalte sicherzustellen. Auf der anderen Seite sollten auch die notwendigen Funktionen einer Veröffentlichung wie das Rewarding-System oder das Copyright – da ist meine Erstveröffentlichung, ich habe Anrechte auf die Inhalte dieser Veröffentlichung – für die Wissenschaft gesichert sein. Das wird die Herausforderung sein.

› **Sven Fund:** Über dieses Thema wird gerade im Open-Access-Bereich viel diskutiert. Was passiert nach den Transformative Agreements? Institutionen-getriebener Diamond Open Access? Ich möchte einmal versuchen, die Funktionen von den Akteuren, die sie innehaben, zu lösen: Es gibt die Funktion im Publikationssystem, dass aus einem Manuskript ein Artikel gemacht werden muss, dass er angereichert, editiert, reviewed und so weiter werden muss. Das ist erst einmal völlig unabhängig davon, welcher Player es macht. Ich glaube, da gibt es eine Menge an Optimierungspotenzial, denn man kann einfach zu einem Dienstleister gehen und fragen, was kostet es mich, von diesem Manuskript das Optimum für einen Artikel zu machen. Da wird man feststellen, dass die Kosten in den allermeisten Fällen deutlich niedriger sind als die Article Processing Charges (APCs) in irgendeinem Verlag. Das heißt, der Verlag braucht in seinem Handling eine Marge, und ich glaube, dass viele Verlage, nicht alle, da noch relativ ineffizient sind, weil sie nicht an einen einzigen Partner outsourcen, sondern für verschiedene Produktionsschritte outsourcen und zurückholen, dann erneut outsourcen und zurückholen, was unglaublich viel Personal und Aufwand kostet. Da steckt Optimierungspotenzial.

› **Rafael Ball:** Gibt es diese Modelle schon?

› **Sven Fund:** Ich glaube schon, dass viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich im Publikationsprozess von Dienstleistern helfen lassen. Zum Beispiel bietet Cactus solche Dienstleistungen an. Das Unternehmen hat einen großen Teil seines Umsatzes mit B2C-Geschäften gemacht, indem sie für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Artikel optimiert haben. Ich glaube, das kann man schon machen. Einen technisch exzellenten Artikel kriegt man für einen Bruchteil der APCs (20 bis 30 Prozent der Kosten) hin. Da hilft die Technologie wie beispielsweise Language Editing natürlich weiter. Das ist ein Markt, der gerade massiv im Umbruch ist. Die Dienstleister brechen wirklich reihenweise zusammen, weil sie damit nicht umgehen können, was Wissenschaftlerinnen

und Wissenschaftler heute mit Hilfe von AI selbst machen. Aber die Schwierigkeit kommt mit der Markenführung rein. Es gibt die These, dass wissenschaftliches Publizieren so ähnlich wie Haute Couture marken-getrieben ist und dass der Wert im Prinzip in der Marke Louis Vuitton oder Gucci bzw. Nature oder Science liegt. Aber wenn man bedenkt, dass heute MDPI, Frontiers, Hindawi und andere Verlage einen Großteil des Artikeloutputs auf sich vereinen – und die gab es vor 15 Jahren noch gar nicht – dann sieht man, dass Wissenschaftler, Wissenschaftlerinnen nicht nur nach Marke entscheiden.

» **Rafael Ball:** Das ist eine Möglichkeit, wenn es Serviceanbieter gibt, die die Kosten senken und die trotzdem das Branding der Marke sichern. Ich könnte mir aber auch vorstellen, dass man den kommerziellen Bereich ganz umgeht und mit einer Eigenpublikation, Selbstpublikation, diese Veröffentlichungspraxis ersetzt, zumal wenn der einzige Gewinn das Branding ist, kriegt man das vielleicht auch anders hin. Ich behaupte, dass die Wahrnehmung von diesen standardisierten kleinen Artikeln sowieso keine riesige Verbreitung braucht, weil sie sehr speziell sind und sie nur von einem sehr engen Fachpublikum gelesen und verstanden werden. Vor diesem Hintergrund bieten sich viele Alternativen an, wie Wissenschaftskommunikation strukturiert und gestaltet werden kann. Die Tatsache, dass 20 Prozent aller veröffentlichten Artikel nicht einmal zitiert werden, zeigt, dass die Wahrnehmung trotz des Brands und der klassischen Systeme deutlich nachlässt, dass womöglich die Veröffentlichung für alle gar nicht mehr nötig ist, sondern dass man nur einen sehr kleinen fachlichen Kollegenkreis über die neuen Findings aus der Wissenschaft mit einer Mitteilung in Kenntnis setzt und stattdessen eine größere Öffentlichkeit im Sinne von Wissenschaftsjournalismus informiert, wenn die Erkenntnisse einen sozialen Impact haben.

» **Sven Fund:** Natürlich kann man ohne klassische Verlage publizieren. Ich glaube, die unberechenbare Komponente für diejenigen, die sich um die Finanzierung und die Innovationsfrage kümmern, ist das Verhalten von Wissenschaftlern, Wissenschaftlerinnen, die nach wie vor an klassischen Kriterien hängen. Schaut man sich University Press Publishing beispielsweise an: Vor 12 oder 15 Jahren waren bei Harvard University Press, als ich mit dem Verlag arbeitete, 30 Prozent der Autorinnen und Autoren Harvard-Wissenschaftler, 70 Prozent kamen von woanders. Das zeigt, eine Hochschule, die publizieren will, steht relativ schnell im Wettbewerb. Gerade gestern ist in den Vereinigten Staaten die kleine University of Cincinnati Press geschlossen worden, und das ist nicht die erste, und wird leider auch nicht die letzte sein. Die Frage ist immer: Kann jemand den klassischen Publikationsprozess besser machen als Verlage? Ich glaube, das

ist nicht der Fall. Verlage als kommerzielle Unternehmen haben ein eigenes Interesse daran, den Publikationsprozess möglichst gut zu machen. Dieses Interesse hat also mit Gewinnen, in einigen Fällen mit relativ hohen, zu tun; bei kleinen und mittleren Verlagen nicht mit so hohen Gewinnen. Ich würde sagen, es ist auch immer eine Frage des Bezugsrahmens. Die großen STM-Verlage sind da anders aufgestellt als ein kleiner, mittelständischer, familiengeführter Verlag. Ich glaube einfach nicht, und dafür gibt es gute Beispiele, dass Bibliotheken, universitäre Einrichtungen und Forschungs-Einrichtungen besonders gut darin sind, Services zu erbringen, die entsprechende Breitenwirkung entwickeln. Ich sehe Parallelen zur Diskussion um die Globalisierung. Die USA waren im zwanzigsten Jahrhundert der große Globalisierungsgewinner. Auch die großen Forschungsnationen waren die großen



Globalisierungsgewinner, weil die globalen Forschungs- und Publikationsstrukturen ein Stück weit parallel zur wirtschaftlichen Entwicklung gelaufen sind. Kann man das unterbrechen, regionalisieren, renationalisieren, um in der Globalisierungssprache zu bleiben? Ich halte es für interessant, sich das anzuschauen. Nun zur Frage, gibt es mittlerweile durch Technologie andere Möglichkeiten und gibt es neue Player? Diese Frage finde ich super wichtig, weil die Anforderungen von Forscherinnen und Forschern durch klassische Verlage nur zum Teil abgedeckt werden. Forscherinnen und Forscher machen deutlich mehr als den Inhalt, eine Information über einen Artikel von A nach B zu befördern. Sie müssen irgendwoher die Finanzierung kriegen, sie melden Patente an, sie machen im weitesten Sinne auch Administrationsarbeit. Da gibt's viele Möglichkeiten, um hilfreich zu sein und gleichzeitig auch die Kommunikationsfunktionen zu verlagern.

» **Rafael Ball:** Ich möchte noch einmal auf das von Ihnen genannte globale System eingehen. Da würde ich unbedingt nicht nur auf die Publikations- oder auf die Publisherseite gucken, sondern auch auf die Wissen-

schaftsseite. Wissenschaft ist ein globales Phänomen und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stehen global im Wettbewerb. Ein Veröffentlichungssystem, das Wissenschaft generell bedient, muss letztlich auf der ganzen Welt funktionieren. Es macht keinen Sinn, wenn Deutschland oder Europa anfängt, nicht mehr im klassischen System zu veröffentlichen, sondern in Institutional Repositories oder in Vektorgrafiken, während der Rest der Welt die klassischen Systeme bedient. Vor diesem Hintergrund haben wir die Problematik, dass sehr unterschiedliche Länder einen gleichen Markt bedienen und die Publisher natürlich standardisierte Produkte international anbieten, weil sie tatsächlich gar nicht diversifizieren können auf dem Markt.

» **Sven Fund:** Das wissenschaftliche Publikationssystem ist ziemlich einfach und dadurch ziemlich robust, und ich glaube, dadurch erklärt sich auch die Standardisierung, die an den Rändern der Wirtschaftlichkeit sehr günstig und sehr teuer ist, und an den Rändern der Kommunikation viel abschneidet. Das ist sozusagen ein Produkt von der Stange, wo es mehr darum geht, den Standard zu treffen und zu halten und Geschwindigkeiten zu erreichen als darum, jedem einzelnen Inhalt individuell gerecht zu werden.

» **Rafael Ball:** Wir sollten noch ausführlich über Alternativmodelle diskutieren z.B. über Social Academic Networks, Vektorgrafiken als neue Form jenseits natursprachlicher Formulierungen oder auch über Modelle im Sinne von „wir publizieren nur für eine ganz kleine Fachcommunity und das ist dann keine klassische Publikation, sondern das ist mehr ein wissenschaftlicher Austausch auf Expertenebene“. Die eigentliche Publikation wäre dann eine Übertragung in eine allgemeinverständliche Sprache durch Wissenschaftsjournalisten, wenn die Inhalte für die breite Öffentlichkeit von Interesse sind.

» **Sven Fund:** Social Academic Networks sind gedanklich eine super Alternative. Aber man sieht in anderen Bereichen, Social Business Networks, wie beispielsweise LinkedIn wichtige Funktionen übernommen hat, die wir früher physisch, im Rotary-Club oder vielleicht auch gar nicht abgewickelt haben. Es gibt schon wichtige Entwicklungen, aber die heutigen Angebote sind längst nicht so weit, dass sie Top-Zeitschriften ersetzen können. Grundsätzlich ist das ein sehr interessanter Bereich. Aus meiner Sicht ist es ein Desaster für das wissenschaftliche Publizieren, dass wir seit ungefähr zehn Jahren über Data Publishing reden, aber nach wie vor niemand so richtig zeigen kann, was das ist. Es ist schon deshalb ein Problem, weil viele Publikationen nicht so stattfinden müssten, wie das heute der Fall ist.

» **Rafael Ball:** Wird es tatsächlich Alternativen geben oder wird das klassische Publikationssystem über kommerzielle Verlage auch in 20 Jahren noch das primäre

Modell sein? Vielleicht mit veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen, verbesserter Geschwindigkeit, reduzierten Kosten, Optimierung, Effizienzgewinn. Aber das Rewarding-System wird auch in 20 Jahren noch so laufen, wie es heute läuft.

» **Sven Fund:** Was Bibliotheken und Konsortien über die letzten zehn, 15 Jahre geschafft haben, ist bemerkenswert, nämlich eine deutlich bessere Koordination als das vorher der Fall war. Als ich anfang mit Bibliothekarinnen und Bibliothekaren zu arbeiten, war die klare Meinung, dass drei Bibliothekare in einem Raum mindestens fünf Meinungen zum Ausdruck bringen. Ich glaube, das ist heute nicht viel anders. Aber die Fähigkeit, sich in Dingen wie Projekt DEAL abzustimmen, ist eine neue Fähigkeit und beeindruckend. Von daher sollte man Systemveränderung basierend auf einem Veränderungsprozess der Akteure, gerade wenn es auch viele mit unterschiedlichen Interessen sind, nicht ausschließen. Wenn diese Fähigkeit zur Abstimmung sich auf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler übertragen würde, wenn große Forschungsnetzwerke oder Forschungsfinanzierer sich durchsetzen könnten, dass bei Publikationen von all diesen Individuen bestimmte gemeinsame Prinzipien verfolgt werden, dann kann ich mir sehr gut vorstellen, dass es zu weiterer Veränderung kommt. Wissenschaftliches Publizieren ist letztendlich ein Volume-Game. Es geht um die Artikelanzahl, aber die Volumina sind erstens gering, und zweitens macht es eben einen Unterschied, woher das Volumen kommt.

» **Rafael Ball:** Die ökonomische Abhängigkeit, die Sie noch einmal angesprochen haben und die ich beklage, beeinflusst Bibliotheken und ihren eigentlichen Auftrag in einer Weise, die schon bemerkenswert ist. Gerade durch diese neuen Strukturen wie DEAL oder andere nationale Lösungen in anderen Ländern werden schon wieder Entscheidungen von Gremien und Strukturen getroffen, die weit weg von der Stelle sind, wo man aufgrund der Fachkenntnis wirklich entscheiden kann, welche Inhalte, welche Produkte, welche Dienstleistungen man für die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen einkaufen will. Diese Strukturen sind kein Problem der kommerziellen Verlage, sondern der Wissenschaftsorganisationen. Sie führen dazu, dass wir das Subsidiaritätsprinzip verlassen und dass derjenige, der über einen Etat verfügen muss, nicht mehr über den Etat verfügen kann. Das führt zu einem Verdruss der Intermediäre, in diesem Falle der Bibliothekarinnen und Bibliothekare, denn am Ende entscheidet das Gremium, besetzt aus Wissenschaftsmagern oder Verwaltungsbeamten, welche Gelder wofür eingesetzt werden. Das Ergebnis ist eine Entfremdung von der Arbeit und Fachleute in den Bibliotheken werden zu reinen Statisten. Sie liefern Informationen, Aussagen und Analysen, welche Finanzallokationen für welche

Dienste gemacht werden müssen, und ein übergeordnetes Gremium sagt ja oder nein.

» **Sven Fund:** Der Kern des Problems liegt zwischen dem publikations-unterstützenden Bereich in Einrichtungen und dem Rest der Organisation, die strukturell unterfinanziert ist. Da kann man sich natürlich darüber aufregen, dass Dienstleister im Publikationsbereich immer mehr Geld wollen für immer mehr Volumen, was übrigens die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler produzieren und nicht die Verlage. Das tun sie, weil ihre Einrichtungen das wollen, damit sie mehr Finanzierung bekommen. Diese stecken sie aber bedauerlicherweise nicht in Publikationen, sondern in schicke Gebäude oder wichtige Laboratorien oder Ähnliches. Ich kann das nicht bewerten, das ist die Aufgabe dieser Einrichtungen. Nehmen wir mal an, dass die Ressourcenallokation sinnvoll stattfindet. Im deutschen Bibliothekssystem, verglichen mit anderen, gab es in den letzten zehn Jahren eher Mittelauswüchse. Die gab es in den USA und in Großbritannien in der Breite nicht. Das erwähnt aber niemand positiv. Wenn man mehr Publikationen und mehr Service will, und wenn man grundsätzlich davon ausgeht, dass bis auf ein paar Ausnahmen die Profitabilität der Branche nicht 170 Prozent ist, dann muss man für eine angemessene Finanzierung sorgen und kann nicht nur versuchen, Finanzierung auf der Einkaufsseite einzusparen. Dass das eine Frustration für Bibliotheken ist, ist verständlich. Noch dazu stecken die Bibliotheken in dieser Hybridphase zwischen Bestandspflege und Publikationsunterstützung, und das ist natürlich, genau wie für Verlage übrigens auch, der teuerste Zustand. Es müssen zwei Parallelsysteme weitergeführt oder eins aufgebaut und eins weitergefahren werden. Da muss man sich schnell überlegen, wo es denn strategisch hingehen soll. Geht es in mehr Bestandspflege, was ich mir jetzt nicht vorstellen kann, oder geht es stärker in diesen Open-Access-Bereich, weil das der „Flavor of the Day“ ist? Aus meiner Sicht ist die spannende Frage, ob die Player wie beispielsweise die Verlage, die in diesem Segment unterwegs sind, in der Zukunft etwas besser machen können, damit die Wertwahrnehmung ihrer Services verbessert wird. Die derzeitige Wahrnehmung, die tun wenig für viel Geld, halte ich übrigens nicht immer für richtig. Natürlich könnte man sich andere Geschäftsmodelle vorstellen. Ich glaube, gerade die großen Wissenschaftseinrichtungen hätten viel mehr Macht, wenn sie ihre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler organisiert kriegen, als ihnen das bewusst ist. Leider sind sie da nicht sehr erfolgreich, oder?

» **Rafael Ball:** Das sehe ich genauso. Wir haben natürlich eine durch die Open-Access-Bewegung manifestierte Meinung, die grundsätzlich davon ausgeht, dass die Veröffentlichungskosten zu hoch sind und die letztlich die Leistungen der Verlage im Wesentlichen nicht aner-

kennt. Das ist ein Grundproblem und es wird in diesem Markt viel zu wenig differenziert. Dass es internationale Player gibt, die durch hohe Skalierung und Massenprozessierung eine höhere Profitabilität haben und damit auch eine höhere Gewinnmarge, wird nicht gesehen im Vergleich zu den vielen kleinen und mittelständischen Verlagen, die einen großen Beitrag für die Entwicklung der Wissenschaftskommunikation leisten. Deren Margen sind klein bis mittel, häufig sogar zu klein, sodass sie zum Teil schließen müssen. Es sind die kleinen und mittelständischen Verlage, die noch ein persönliches Verhältnis zu den einzelnen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen haben, die Reihen und Editionen initiieren, Autorinnen und Autoren ansprechen und gewinnen. Das ist etwas ganz anderes als die große internationale Publishing Industrie, die sich an einer Hand abzählen lässt und die ganz andere Wege geht. Wenn man das differenziert, dann wird man erkennen, dass Verlage etwas leisten für das, was sie tun.

» **Sven Fund:** Ich glaube, an beiden Enden findet Leistung statt. Auch die internationalen großen Verlage, die Marktführer, leisten tatsächlich etwas. Deren Aufgabe ist es aus meiner Sicht u.a., Innovation in verschiedenen Bereichen zu fördern, und daran müsste man sie messen. Das müsste man bei Verhandlungen von Publikations-Deals, APCs, APCs-Discounts etc. und in anderen Bereichen auch berücksichtigen, positiv, wenn ein Verlag besonders innovativ ist, neue Tools anbietet, oder negativ, wenn Verlage das nicht tun. Der Marktführer, der bei Bibliothekaren oft nicht sehr beliebt ist, ist meiner Meinung nach jemand, der in den letzten zehn, 15 Jahren substanziell in Sachen investiert hat, wo wir erst jetzt alle verstehen, das war vielleicht gar nicht so blöd, die sind vermutlich ganz gut aufgestellt. Wir können sie mögen oder nicht, aber die machen tatsächlich qualitativ hochwertige Sachen, die überzeugen, und das ist am Ende über Sympathie hinaus das, was entscheiden sollte. Die Wahrnehmung, dass Wissenschaftsverlage die öffentliche Hand melken und keine Leistung erbringen, würde mich am meisten ärgern. Dass das Geld kostet, dass das auch teuer ist, ist Teil einer Marktwirtschaft. Das ist nicht erfreulich für die, die es bezahlen müssen. Das ist aber ehrlich gesagt beim Autokäufer genau das Gleiche. Die Frage ist immer, welche Wahlmöglichkeiten gibt es? Die Wahlmöglichkeiten haben in einigen Bereichen durch neue Player wie Frontiers und MDPI schon zugenommen, eingedenk der Tatsache, dass die dann ganz andere Qualitäten haben, dass die sehr schnell publizieren, dass sie eben noch keine großen Marken hatten zu Anfang, als sie angefangen haben, und dass jetzt über die Zeit so eine Art Angleichungsprozess stattfindet.

» **Rafael Ball:** Das ist ein kommerzielles System, damit entstehen auch Kosten, bei dem Unternehmen

Gewinne machen müssen, sonst können sie auf einem kapitalistischen Markt nicht bestehen. In der akademischen Welt entsteht häufig der Eindruck, wissenschaftliche Erkenntnis sei ein öffentliches Gut, das allen kostenlos zur Verfügung gestellt werden muss, Stichwort Sharing Economy. Ich teile mein Wissen, was ich in meinem Labor als Erkenntnisgewinn geschafft habe, mit allen anderen und wir sind eine große Gemeinschaft, die gemeinsame Werte teilt und die nicht durch kommerzielle Nutzung dieser Inhalte oder Gewinnabschöpfung durch private Firmen stattfinden darf. Ich sehe das kritisch, weil ich es für eine Fiktion halte, dass wir in einer harmonischen Welt leben, in der alle ihre Erkenntnisse teilen. Es gibt durchaus sehr fokussierte persönliche Interessen von



Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen an ihren Ergebnissen, die sie nicht mit jedem teilen wollen. Es gibt institutionelle Interessen, wenn es um Patentschutz oder um Rechteschutz geht, und es gibt die nationalen Interessen, weil wir in einer Welt leben, in der sich einige sehr freuen, wenn Inhalte kostenlos und möglichst offen zur Verfügung gestellt werden, während andere ihre Erkenntnisse nicht mehr teilen. Das ist meines Erachtens ein weiteres Grundproblem in der Wissenschaftskommunikation, dass dort so eine Art Mentalitätsdiversität herrscht, einerseits Erkenntnisse als öffentliches Gut und andererseits schützenswerte Inhalte.

» **Sven Fund:** Da liegt auch ein großes Missverständnis über staatliche Finanzierung vor. Nicht alles, was staatlich finanziert wird, ist hinterher ein öffentliches Gut. Patente sind ein gutes Beispiel. Dann soll doch die Fraunhofer Gesellschaft alle ihre Patente, die Leben retten können, kostenlos der Welt zur Verfügung stellen, denn die sind öffentlich finanziert, wenn ich richtig informiert bin. Das gleiche gilt für ganz viele Universitäten im In- und Aus-

land. Ich glaube ehrlich gesagt, dass man mit diesen kapitalismuskritischen Gedanken nicht weiterkommt. Menschen sind immer mit Interessen unterwegs, das können finanzielle Interessen, Karriereentwicklung oder andere Vergünstigungen sein. Man könnte auch argumentieren, dass die Akademien der Wissenschaften nicht unbedingt gebraucht werden, um Forschung voranzutreiben. Viele Akademiemitglieder sehen das aus unterschiedlichen Gründen anders. Das Wissenschaftssystem, so wie es bei uns organisiert ist, kostet nun mal Geld. Wir wollen nicht, denke ich, dass nur Unternehmen Forschung betreiben und dann diese Forschung sehr selektiv zur Verfügung stellen. Ich glaube, da haben viele Leute Angst gerade im AI-Bereich, der sehr stark privat finanziert ist. Ich bin überzeugt, die Unzufriedenheit mit dem Publikationssystem und mit anderem müssen wir durch Leistungsfähigkeit abholen. Das tun wir offensichtlich gerade nicht ausreichend. Verlage erklären ihren Autorinnen und Autoren nicht ausreichend, was sie über die Marke hinaus tun und kommen offensichtlich eher als Schmerzverursacher denn als Schmerzstiller daher. Als Beispiel nehme ich das Submission-System: Wenn man einen Artikel bei einer Zeitschrift einreicht, dann geht der Schmerz schon los. Das ist ein Albtraum für die allermeisten Menschen, weil das 20 Jahre alte Technologie ist. Hinter vorgehaltener Hand sagt jeder, es ist halt gut genug. Ein gutes Pferd springt nur so hoch, wie es muss, darf nicht der Maßstab sein. Wissenschaftliches Publizieren ist vielleicht auch auf einem Weg aus einer Notwendigkeits-Ökonomie in eine Service-Ökonomie.

» **Rafael Ball:** Sie haben gesagt, Verlage erklären den Autorinnen und Autoren ihr Produkt oder ihre Leistungen nicht ausreichend. Ich glaube, es ist noch komplizierter. Wir kommen wieder auf die Entkopplung vom Autor zum Verlag zurück, was die ökonomischen Rahmenbedingungen angeht. Sie erklären es vor allem den Finanziers nicht ausreichend. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wissen schon im Wesentlichen, was Verlage für sie tun. Sie wollen bei einem angesehenen Journal publizieren, bei einem angesehenen Verlag, mit angesehenen Herausgebern kommunizieren, das ist ihnen schon relativ klar. Aber diejenigen, die dann am Ende entweder die Lizenz, das Abo oder die APCs bezahlen, für die scheinen diese Kosten einfach viel zu hoch, weil sie sie nicht erklärt kriegen und gleichzeitig wieder nicht die primären Adressaten sind. Einem Bibliothekar muss man nicht erklären, wie gut das Journal ist, der sagt, das ist mir zu teuer. Der Autor, die Autorin sagt, es ist wichtig, dass ich in diesem Journal publiziere. Dafür muss das Geld an der Uni da sein. Da haben wir wieder die Frage, warum dieser Stakeholder-Kreislauf immer wieder über Dritte funktioniert. Ich hatte es am Anfang unseres Gesprächs eher als Vorteil formuliert, weil ich sagte, es ist

wichtig, dass ein Wissenschaftler keine ökonomische Entscheidung treffen muss, sondern sich auf Erkenntnisthemen fokussieren kann und dass ihm oder ihr solche administrativen Aufgaben, zu denen ich ökonomische Entscheidungen zähle, abgenommen werden. Auf der anderen Seite ist es natürlich so, dass Bibliotheken eigentlich die falschen Verhandlungspartner sind für Verlage. Sie müssten mit der Wissenschaft diskutieren und die muss erkennen, wie viel ihr am Ende ein solches Verlagssystem wert ist oder nicht.

» **Sven Fund:** Verlage haben in der Tat das Problem, dass sie mit dem einen über Wirtschaftlichkeit und mit dem anderen über Inhalte verhandeln und dass das nie als Prozess zusammengebunden wird. Ich würde aber auch sagen, dass der Verhandlungsprozess mit den Autorinnen und Autoren in den letzten 20 Jahren mit der Ökonomisierung, mit dem Verhandeln gegenüber Bibliotheken, verloren gegangen ist. Genauso wie Bibliotheken aus meiner Sicht viel zu wenig Kontakt mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im Forschungsprozess haben, ist das für Verlage der Fall. Das ist der große Vorteil dieser Social Academic Networks, da haben die Menschen nämlich ein privates Profil. Was nützt es mir, wenn ich als großer Wissenschaftsverlag sage, ich habe x Millionen Profile von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, ich habe aber keine Beziehung zu ihnen? Ich glaube, dass Verlage da massiv investieren müssen, und man sieht in den Verlagspublikationen, die auf Research Gate oder auch in Academia.edu stattfinden, dass Verlage das auch erkannt haben. Die Mediatisierung durch Bibliotheken und andere hat den wissenschaftlichen Verlagen sicher nicht gutgetan. Dass Verlage in diese Autorinnen- und Autoren-Beziehung viel mehr Geld investieren müssen, ist die Kehrseite der Medaille, aber aus meiner Sicht unabwendbar.

» **Rafael Ball:** Ich würde gerne zum Abschluss einen Blick in die Zukunft der Wissenschaftskommunikation werfen. Was kann, was muss sich ändern?

» **Sven Fund:** Heute kann keiner mehr so richtig erklären, woher diese Anforderungen nach immer mehr Volumen eigentlich kam. Wenn man jeden einzelnen, vom Forschungsevaluierer bis zum Verleger fragt, ist das für niemanden so richtig erforderlich. Ich glaube, es ist total wichtig, aus dieser immer weiter, immer mehr, immer schneller Logik rauszukommen. Das bedeutet, dass Geschäftsmodelle sich stärker differenzieren müssen. Es bedeutet auch, dass Wissenschaftler, Wissenschaftlerinnen, die drei Publikationen in fünf Jahren machen, damit auch ETH-Professorin oder -Professor werden können. Gleichzeitig kann der Verlag, der diese drei Publikationen betreut, veröffentlicht, auch in absoluten Beträgen höhere Beträge fordern, als wenn das 35 wären. Ich glaube, das könnte man hinkriegen. Dieses weg von der Menge

wäre für alle Beteiligten enorm wichtig, denn es übt Druck auf das Gesamtsystem aus. Es gibt jetzt AI-Assistenten wie ELIZA, sie versprechen im Prinzip, wir können die erforderliche Zeit für den Peer-Review-Prozess halbieren, von sechs Stunden auf drei Stunden. Jetzt hat eine Universität 1.000 Professorinnen und Professoren, die im Jahr jeweils zehn Reviews machen. Das ist ja ein super konservativer Wert, die werden viel mehr machen. Ich reduziere den Zeitaufwand, der übrigens nirgendwo erfasst wird, das sind auch Kosten des Publizierens, muss man mal sagen, über Technologie. Dann merkt man plötzlich, dass das Rausnehmen von Volumen allen dient. Die Forscherinnen und Forscher haben auf einmal mehr Zeit, zu forschen. Die Verlage können die gleichen Erlöse machen, aber müssen viel weniger Volumen durchknüppeln. Es



kann viel weniger in dem Prozess kaputt gehen, und die Bibliotheken freuen sich wahrscheinlich auch, weil sie den Eindruck haben, dass sie jetzt endlich eine qualifizierte Leistung kriegen. Dieses Volumenthema beschäftigt mich gedanklich sehr und gleichzeitig glaube ich im Gegensatz zu vielen anderen, dass Openness, also Open Science, eine entscheidende Frage ist. Meiner Meinung nach sollte Wissenschaft nicht hinter verschlossenen Türen stattfinden, weil sie das viel zu langsam und aufwändig macht. Es gibt Grenzbereiche wie militärische Forschung oder das, was man als Dual-Use bezeichnet, das nehmen wir mal aus. Aber stellen Sie sich beispielsweise vor, jeder Peer-Review-Report wäre offen und stünde neben dem Artikel. Es würde erstens viel mehr Kontext schaffen, und es würde gleichzeitig auch die Qualität der Reviews hochtreiben. Der Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin, wüsste dann, mein Review wird auch veröffentlicht und es ist wissenschaftlicher Output.

» **Rafael Ball:** Ja, aber es würde auch die Karriere von vielen Leuten zerstören, wenn ein Senior über einen Junior schreibt: Was ist denn das für ein Artikel? Da sind rie-

sige Fehler drin. Wenn das öffentlich gemacht wird, ist die Karriere zerstört.

› **Sven Fund:** Aber die ist heute auch zerstört, indem es dann einfach „reject“ heißt.

› **Rafael Ball:** Okay, aber es ist dann zumindest ein anonymes „reject“ und der Wissenschaftler kann das Paper anderswo einreichen. Wenn öffentlich gesagt wird, du hast riesige Fehler in deiner Forschung, könnte das ein gefährliches Urteil sein.

› **Sven Fund:** Aber nicht für die Forschung.

› **Rafael Ball:** Ja, aber es stehen Menschen dahinter. Das ist ein Gegenargument gegen Open Peer Review. Es gibt Argumente dafür und dagegen. Aber so oft ich mit Wissenschaftlern, Wissenschaftlerinnen spreche, haben die meisten Bedenken gegen Open Peer Review.

› **Sven Fund:** Man könnte sich mal die Frage stellen, ob man statt der ganzen Regeln wie CC-Licensing in der Eligibility für APCs nicht mehr mit Freiwilligkeit arbeitet. Derzeit entscheidet die Zeitschrift, aber wie wäre es denn, wenn der Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin das entscheiden würde? Vielleicht ist auch das ein Treiber dafür, dass die sich stärker im Publikationsprozess berücksichtigt fühlen, wenn sie nicht Protokollen folgen müssen, sondern bestimmte Sachen wählen können.

› **Rafael Ball:** Mir schwebt als Zukunft der Wissenschaftskommunikation ein ganz breites, buntes Bild vor. Für mich ist ein Nebeneinander von kommerziellen verlags-unterstützten Veröffentlichungssystemen neben „non commercial“, „private“ wie immer auch gestalteten Formen denkbar und wahrscheinlich. Prozesse müssten weniger standardisiert oder homogenisiert ablaufen, klassische Verlage, die vielleicht noch gedruckte Bücher machen, hätten genauso ihren Anteil wie eine internationale Verlagsindustrie, die den internationalen Markt bedient, neue Formen der Datenpublikation könnten entstehen, vielleicht auch neue Formen der Kodifizierung von Inhalten.

› **Sven Fund:** Das ist genau das, was ich mit Service meine: Wettbewerb auf einer anderen Ebene als über Preise und Marken. Man kann sich überlegen, was kann denn jemand bieten in einer spezifischen Community, wo die wesentlichen Teile der Community sagen, das ist aber für uns attraktiver, was diese University Press tut, als diese 15 anderen Verlage – oder umgekehrt. Ich glaube, daran krankt es im Augenblick. Ich habe vorletzte Woche bei einem Panel, wo es um Investitionen in Start-ups und so weiter ging, gesagt, dass meiner Meinung nach die Verlagsindustrie, was die großen Player angeht, so

profitabel ist, dass jede Änderung, die man am System vornimmt, ein Risiko für die Profitabilität ist. Wir müssten irgendeinen Belohnungsmechanismus einführen für die, die sich etwas trauen. Das bedeutet zum Beispiel auch, dass Kundinnen und Kunden wie Bibliotheken Veränderungen schneller aufnehmen und wirtschaftlich belohnen müssen und nicht sagen dürfen, solange diese 15 Statistikfragen nicht geklärt sind, wollen wir überhaupt nicht darüber reden. Ich glaube, Verlage würden relativ schnell reagieren, was Innovationen angeht. Derzeit gibt es im Bereich der Technologien einen riesigen Innovationsstau, den Verlage im eigenen Interesse dringend anpacken müssen.

› **Rafael Ball:** Das ist eine spannende Aussicht. Wir sollten auch mehr neue Technologien einsetzen, im Gesamtsystem offener werden, Dinge auszuprobieren, in Partnerschaft auch mit den kommerziellen Verlagen.

› **Sven Fund:** Ich glaube, jede Bibliothek braucht einen Sandkasten für Projekte. Das heißt nicht, Geld zu verschwenden. Das heißt, sich Gedanken darüber zu machen, was in Zukunft anders passiert, denn das Geld wird dadurch verschwendet, dass man Inhalte (weiter) kauft, die keiner zitiert. Das Gleiche gilt für Verlage. Wenn man sich anschaut, was die Basis für all diese Mini-Startups ist, die in unserem Markt mit AI experimentieren. Da gibt es OpenAlex, wo jemand vor zwei Jahren eine große Codebasis und Inhaltsbasis frei zugänglich gemacht hat und sie pflegt. Diese Daten sind plötzlich da, Metadaten und Contentdaten. In dem Zusammenhang können dann Sachen gebaut werden, die früher hinter der Paywall verschwunden sind. Das heißt im Umkehrschluss: Die Verlagsbranche hätte diese Innovationen schon zehn Jahre vorher haben können, behaupte ich mal, wenn man diese Sandboxes gebaut hätte. Wenn man das jetzt tun würde auf Verlagsseite wie auf Bibliotheksseite, und wenn man sagen würde, wir nehmen als große Bibliothek einen beschränkten Betrag pro Jahr, 50 oder 100 Tausend Dollar, Euro oder Franken, und setzen die bewusst für Projekte nur mit Dritten ein, nicht für unsere eigenen Sachen, wo wir kleine Paradiesvögelchen züchten. Man müsste ganz klar sagen, das sind die Bedingungen, ihr dürft auch unsere Marke verwenden, wir machen das zusammen, dann würde sehr viel passieren, was heute eben nicht passiert. Die Ideen sind da, die Leute sind auch da, die muss man halt jetzt ein bisschen beatmen, und ich finde, das ist der Job der großen Player.

› **Rafael Ball:** Es gibt also Chancen auf Verbesserung ...